

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 222.

Posen, den 27. September 1928.

2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

Copyright bei Carl Duncker, Berlin 1927.

14. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Der Mahdi kommt,“ raunte der Derwisch im fernen Persien und Afghanistan, wenn der Brief in Alben Scherkas rührige Hände gelangt war, den Keerink in fieberhafter Eile schrieb.

„Der Mahdi kommt,“ flüsterte es auf den Basaren Kairo und Stambuls, in den Straßen von Teheran und Isfahan und in den Moscheen von Tunis, Algier und Tripolis.

Karawanen brachten die Nachricht nach Süden, in den Sudan, wo das Andenken an den Mahdi und die Hoffnung auf seine Wiederkehr am stärksten ist. Die Senusi der Sahara in Dschadub, Siwah und Farafra erfuhren es; durch die Stämme der Tuareg, der Tibbu und Hausa ging die befreiende Botschaft; sie drang mit der Hadsch, der großen, vieltausendköpfigen Pilgerkarawane nach Dschidda, Mekka und Medina, in das Geburtsland des Propheten. Ueber den Euphrat, über den Tigris flogen Briefe bis tief nach Indien hinein, schufen wirbelnde Strömungen, schufen Herzensfessel von Allahabad bis an die Mündung von Indus und Ganges.

Es war das Wort, das den Riesen Islam durchlief wie eine rasche Welle von der äußersten Spitze des Rifs bis zur Grenze von China und darüber hinaus — und es war eine Welle seines eigenen Bluts, das stärker, wärmer durch die ungeheuren Adern floß und ihn weckte aus seinem über tausendjährigen Schlaf.

Mohammed Abdallah war ein Mann von mitreißender Angriffslust. Er war ein Mahdi, dem nur eines fehlte: die Erkenntnis und Kenntnis des europäischen Wesens und damit der Wege, auf denen diese Länder bekämpft, erobert, vernichtet werden konnten.

Die aber kannte er, Keerink. Kannte sie zur Genüge!

Was selbst jahrelange Arbeit nicht hätte erreichen können, was sich in blutigen, aber vereinzelt aufständigen geäußert hätte, das vereinigte die fixe Idee dieses Mannes zu einem Ansturm, der alles über den Haufen rennen mußte.

Keerinks Hände umkrampften die holzgeschnittenen Arme des Stuhls, als wollte er sie zerbrechen.

Die grüne Fahne des Propheten mußte entfaltet werden, der Ausruf zum Dschihad, zum Glaubenskrieg, mußte den Herren Fatalisten in die Ohren geblasen werden wie mit den Posaunen Jerichos. Schwerfällig und langsam ist der Orient. Einmal aber in Bewegung, läßt er sich nicht mehr aufhalten. Wenn die Faktoreien und Firmen, die Gesellschaften und Gründungen, die England, Frankreich und Italien in Nordafrika geschaffen hatten, nur noch Schutthaufen besaßen, wenn Milliardenwerte vernichtet, wenn alle Kolonien mit einem Schlag entäußert waren — wenn die Börsen — hahaha — die Börsen in London, Newyork, Paris, Berlin — vor allem in Newyork — mit einer Panik

antworteten, die das halbe Abendland finanziell ruinierte, dann fing die wirkliche Rache erst an!

Natürlich — das hatte noch gute Weile.

Die Waffenlieferungen aus nahen Ländern gingen zu langsam vor sich.

Aber in einigen Monaten konnte es doch so weit sein.

Freilich, man würde in wenigen Tagen die englische Mittelmeerflotte aus Malta auf dem Hals haben. Auch die Franzosen hatten manches Panzerschiff in dieser Gegend. Und von Kairo, Tripolis, Tunis, Algier und all den Städten direkt oder doch nahe am Meer würde nicht viel übrigbleiben.

Aber Städte verderben nur für den Krieg.

In Städten gibt es Alkohol, gibt es Laster, Krankheiten. Jede englische Granate, die eine Stadt zerstörte, brachte dem Islam Gewinn. Außerdem konnte man die Weißen in den Städten gefangenhalten, und zwar in den der Beschickung am meisten ausgelegten Teilen, damit sie zuerst an die Reihe kamen. Das war eine alte Weisheit. Noch vom guten Tiberius her, der sich auf solche Sachen verstand.

Horden mußten es sein, rohe, ungezügelte, einem einzigen großen Gedanken gehorchende Horden.

Da unten in Afrika gab es Millionen von Ebenholzstämmen, die, Allah brüllend, in die Hölle stürzen würden, wenn Mollas und Imams es verlangten und ihnen einen höheren Himmel dafür in Aussicht stellten.

Dreißig Neger für einen Europäer.

Und wenn auch Gandhi in Indien gegen Blut und Aufruhr war und passiven Widerstand predigte — sicher war er Diplomat genug, mit dem Einsetzen dieser lang gefürchteten Waffe zum gegebenen Zeitpunkt zu beginnen. Der Bote mußte noch heute fort.

In einem Jahr konnte alles vorbei sein.

Denn daß Moskau, daß die Rote Armee diese Gelegenheit nicht vorbeilassen konnte, lag klar zutage.

Ein Augenblick, in dem in allen Ländern der Börsenzeiger auf- und abwärts schnellte wie ein Riß, in dem die Bankiers und Spekulanten sich rudelweis erschossen, das war der Zeitpunkt für die Herren von Sichel und Hammer.

Vielleicht gaben sich in einem Jahr Sudaneger und kalmückischer Rotgardist grinsend die schmutzigen Pfoten unter dem Arc de Triomphe oder am Brandenburger Tor.

Sein Werk! Sein Werk!

Der zweite Schlag — gegen das Dollarland — kam dann automatisch an die Reihe.

Die Zivilisation bekam, was sie verdiente.

Und — sie bekam das Totenopfer, das er — Keerink — ihr schuldete.

Die ganze zivilisierte Welt als Totenopfer für D'a! Sie wog leicht wie eine Feder dagegen.

Er hatte den Namen wieder ausgesprochen seit langer Zeit zum ersten Male. Hatte ihn bisher immer feierlich umgangen wie etwas Heiliges, von dem man nicht sprechen darf.

Wie der Name Adonis, Jehovas, auf dessen Aussprache der Tod stand.

Es waren nicht die Palmen der Insel.

Es war nicht die jungfräuliche Stille der Einsamkeit.

Es war nicht der süße Genuß ihrer reinen Schönheit. Das alles war nebelhaft, fern, entsunken in unwahrscheinliche Tiefen.

Aber das ruhige Leuchten, das in ihren Augen gelegen hatte.

Die Stille zwischen gesprochenem Wort.

Das Verstehen ohne Sprache.

Die Seele.

Gewaltsam, mit einem Ruck, riß er sich aus samtner Umschlingung, aus einem Hindämmern, das seltsam schmerzlich-froh stimmte. Erkannte mit sich selbstzwingender Arbeit die Notwendigkeit, sofort zu handeln.

Arbeiten, schaffen, bauen am großen Werk der Zerstörung.

Acht Briefe waren fertig, nach Tetuan, Algier, Tunis, Tripolis, Kairo, Stambul, Ispahan und Kabul. Fehlten noch Port Said und Delhi.

Alles andere besorgten die Empfänger.

Keerink schrieb.

In großen Tropfen stand ihm der Schweiß auf der Stirn. Er riß die Jacke ab, den Kragen auf. Schrieb.

Worte fräuelten sich, flossen ineinander, kurze, klare, eindringliche Sätze hämmerten in hörende Hirne.

Niemand konnte das Abendland nackter machen und ähender verhöhnen . . .

Menschen sammelten sich, Stämme knäuelten sich zusammen zu fließenden Heeresäulen, gingen auf in Riesenarmeen.

Der Mahdi kam, aus dem uralten, heiligen Blut des Propheten, der Scherif, der Gesandte Gottes, der letzte Prophet, der mit Feuer und Schwert dem Islam die Welt erobern würde . . .

Allein aus dem Orient heraus — aussichtslos.

Aber ein Kopf im Hintergrund, der die Länder, ihre Werte und — Scheinwerte kennt, wartet!

Da drinnen saß er, mit einem jämmerlichen Taubstummen als Wächter, mit Vorwänden gefesselt, eingesperrt wie ein wildes Tier im Käfig. Da saß die Bestie, die ich auf euch loslasse . . .

Der letzte Brief war fertig.

Keerink rechnete.

In drei Wochen — nein, in vier Wochen konnte das Gift schon wirken. Man mußte den Schlafern aber noch einen Rippenstoß geben, damit sie, aufgeweckt, fähig waren, das Kommende zu erfassen. Etwas Handgreifliches. Derbes. Blutiges . . .

Keerink sann. Dann stand er auf. „Ali!“

Der Diener sah den Wink.

„Ich brauche Ismael ben Masud und El Kasavi. Sie sollen ein paar verlässliche Freunde mitbringen — die etwas bedeuten. Geh.“

Ali nickte. Aber er machte eine Kopfbewegung zu Mohammed Abdallahs Zimmer hin.

„Unbesorgt,“ sagte Keerink. „Den besuche ich selbst.“ Ali verschwand.

Eine halbe Stunde später war Ali wieder da, und fünf Männer folgten ihm.

Es waren hagere, finster blickende Gestalten in ärmlichem Haik. Braun, schmutzig.

Ein Dunst nach Knoblauch und schlechtem, halb verdorbenem Fleisch zog durch das Zimmer.

Keerink ließ die Grüßenden stehen.

„Ismael ben Masud,“ begann er zu dem Kleinen, trummbeinigen Araber mit dem podennarbigen Gesicht. Ich gab dir vor vier Wochen fünfhundert Franken ohne einen Dienst von dir zu verlangen. Ist es nicht so?“

Der Araber nickte schweigend.

„Höre. Übermorgen reitet der Gouverneur der Franzosen aus. Ist also nicht in der Stadt. Wo der Herr im Hause fehlt, geht es hoch her, sagt man. Die Basare sind reich.“

Hast du die Waffen in den neuen Läden von Suf el Arab gesehen? Sie sind sehr gut. Muß ich dir noch mehr sagen?“

Der Araber verzog den Mund. „Auch die Gefängnisse sind gut in Esch Scham (Damastus),“ sagte er.

Keerink lächelte höhnisch. „Ist Ismael ben Masud ein Dieb?“ fragte er. „Übermorgen werden Drusen in Damastus plündern — träumte mir. Sie nehmen, was man ihnen fortgenommen hat. Sieh zu, wo du bleibst, Ismael ben Masud.“

El Kasavi schnaufte. Er wurde immer erregt, wenn von Kampf die Rede war.

„Du wirst zu tun bekommen,“ sagte Keerink spöttisch. „Und diesmal ist es kein erbärmlicher Zaptieh — kein Polizist —, die wird man auf den Straßen nicht finden, sondern du hast die Auswahl. Greif zu!“

El Kasavi, der Riese, senkte verlegen den Kopf.

Konnte er dafür, daß vier Zaptiehs in der Nähe gewesen waren, als er dem fünften gerade ein wenig die Hirnschale verbiegen mußte?

Vor wenigen Wochen erst war er wieder frei geworden.

Allah verfluche die Gefängnisse.

„Was willst du von uns, Herr?“ fragte ein dritter.

„Wer bist du?“

„Ich bin Hassan Safir, der Fleischer.“

„Ich kenne dich und deine Leute,“ sagte Keerink langsam. „Und ich kenne auch Ismael ben Masud und El Kasavi. Wenn ihr wollt, sind übermorgen abend nicht nur die Drusen am Werk. Es ist gerecht, daß ihr mehr bekommt als die Leute, mit denen ihr sprecht. Hier!“

Er holte ein Bündel abgegriffener französischer Frankennoten hervor.

„Hier sind fünftausend Franken. Verteilt sie draußen. Wenn ihr in drei Tagen wiederkommt, erhaltet ihr noch einmal fünftausend.“

Die Männer sahen sich an.

„Der General der Franzosen ist mein Freund,“ sagte Keerink ruhig. „Wenn ihm eine Stimme erzählen würde, ich sei sein Feind, so würde der Besitzer dieser Stimme das sehr bald nur noch vier Wänden erzählen können, anstatt eine Belohnung zu erhalten. Die Gefängnisse von Esch Scham sind sehr gut. Sagtest du das nicht, Ismael ben Masud?“

„Zehntausend Franken sind besser als fünftausend,“ sagte der Podennarbige.

„Weißt du, wie ein Druse aussieht?“ fragte Keerink.

Die Männer horchten auf.

„Sorge dafür, daß man deine Leute für Drusen aus dem Hauran hält . . . oder . . . warte. Nein. Es ist unnötig. Nur träumte mir . . . es waren an tausend Drusen, die Damastus plünderten.“

„Du wirst recht geträumt haben, Herr. Nur die Truppen . . .“

„Glaubst du, daß man in den Straßen von Esch Scham Krieg führen wird, solange der Gouverneur nicht da ist? Tausend Blinderer sind zuviel für die Zaptiehs. Ihr müßt zusammenbleiben. Im Notfall sind die Häuser gute Deckungen. Die Truppen? General Jourdain ist ein Mann ohne Zähne. Selbst wenn er zurückkommt, werden die Truppen zusehen.“

Keerink sah auf die Uhr.

„Übermorgen um die Zeit des Mochreb-Gebels.“ sagte er scharf.

Wieder sahen sich die Araber an.

„Insch'Allah,“ schloß Keerink.

„Salem aleikum,“ grüßte Ismael ben Masud. Die andern grunzten es nach. Sie gingen.

Keerink lachte.

Ismael ben Masud war der richtige Mann. Er hatte seine Finger immer da, wo etwas zu holen war. Hassan Safir, der Fleischer, und El Kasavi, der Schmied, hatten ebenfalls viel Anhang unter den Leuten, die nur auf eine Gelegenheit warteten, um etwas zu haben, was sie sonst nicht haben können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dorflaterne.

Von Walter Weisshäuser.

Sie stand in der Nähe des Bahndammes am Wege, mit schief geneigtem Kopf, wie eine alte Frau anzusehen, die halb ängstlich, halb verwundert die rasende Bahn an sich vorbeifahren läßt.

Etwas unheimlich Lebendiges steckte in ihr. Gewiß, sie war bloß eine gemeine, alte Dorflaterne, mit plumpem Kopf auf einem gedrungenen Leib, zwei nach den Seiten wie begriffen ausgestreckten Armen, die die Leiter halten konnten, und einem Lichtauge, das sich erst öffnete, wenn die unerhellte Dunkelheit den Ortspolizeibeschristen bedenklich nahe war.

Dann freilich kam die alte Wegern, so schnell wie sie konnte, mit der brennenden Fackel auf der Stange, aus ihrer Hütte gehumpelt und zündete die Lampe an. Denn die Bauern sparen, und wenn es auch nur ein Pfennig für das Petroleum ist.

Die Laterne, ein wenig nach hinten über den Straßengraben geneigt, stand wie ablehnend allem gegenüber, das sich an ihr vorbei bewegte, oder wie einer, der mit sich zurückgenommener Schulter dem Haufen ausweichen will.

War es Bescheidenheit, die sie drängte, beiseite zu stehen, oder Lebensüberdruß, — schließlich war sie doch schon recht alt, — oder Gelb vor dem, das sich täglich vor ihr abspielte?

Wenn das Frühjahr so um den April herum im jungen Leben trieb, die Luft glasklar über den Wiesen und Feldern stand, der Wind den Weibern die Röcke um den Leib blies, daß sie dahingingen wie nackt, und die zarten Köpfchen der Frühblumen zaupte und zerrte, daß man meinte, sie müßten davonfliegen: wandte dann die Dorflaterne den Kopf nicht griesgrämig beiseite.

Sie mochte wohl nichts mehr wissen vom ziellosen Fröhlichkeit und lustigen Sprüngen.

Es wurde nun immer heller, und manchmal zündete man sie gar nicht erst an. Dann kam sie sich immer besonders entbehrlich vor, und es geschah nicht selten, daß ihr Antlitz von zornigen Tränen troff, während die Regenwolken ganz dicht über den Wipfeln der nahen Waldbäume zogen und der Wind sich mit dem Rehrich in der Hausecke balgte.

Raum war der junge Morgen aus dem Schatten der Nacht getreten, noch perlte der kalte Tau an Ast und Gras, da sah sie das Volk zur Arbeit ziehen, und viele alte und junge Gesichter wurden an ihr vorbeigetragen, oft gestrafft von eisriger, williger Spannung, den Blick erwartend auf ein unsichtbares Ziel gerichtet, viele müde, wie unausgeruht und ohne Hoffnung.

Manchmal ratterte auch ein Wagen vorbei, mit einem Stück Vieh auf dem spärlichen Stroh; mehr lohnte für den letzten Weg nicht. Der Bauer hatte die qualmende Peise zwischen den Zähnen und ruckte an den Bügeln. Er fuhr zum Schlachthof und bedachte den Gewinn.

Seine armseligen Fahrgäste mußten wohl ahnen, was ihnen bevorstand. Denn sie lagen traurigen Blickes, im Bewußtsein der Machtlosigkeit, ergeben zwischen den klappernden Wänden. In wenigen Stunden gingen sie irgendwo am Hafen, des bishigen Lebens beraubt, das doch ihr einziges Glück war.

Dann schüttelte sich die Laterne ärgerlich und ihr unwilliges Mirren ließ den Bauern aufbliden.

An den lauen Frühlingsabenden aber, oder in den hellen, schwülen Sommernächten wanderte an der Alten junges Volk zu zweien vorbei. Es fand das Leben noch wunderschön und hatte nach alles vor sich.

Vieder von frischen Rippen wehten durch die Luft. Dann zwinkerte die Dorflaterne mit ihrem Auge verstehend, mit wehmütigen Humor, — denn sie wußte ganz gut, wie alles kommen würde, — und der Dursche sagte zu dem Mädchen: „Sie fladeri zuviel. Man sieht ja nichts.“ Und doch war ihm gerade das lieb.

Er wußte eben nicht, warum es die Alte tat. Die stand nach solchen lieblosen Worten still und stumm.

Ober es kam ein Zug langsam vorbei, nicht oft im Jahr, aber er kam doch: ein schwarzer oder brauner Sarg, von sechs Bauern getragen, dahinter verweinte Gesichter, und dann eine leise schwabende Menge, die vom Heute und Morgen sprach, vom Reiz und der Saat, und sich wichtig und feierlich vorlram in den Sonntagsgewändern und froh war, sich mit gutem Gewissen ein paar Stunden frei gemacht zu haben, des Toten wegen.

Wenn dann die Sonne immer müder unterging und in der Luft der Duft der reifen Äcker und der Äpfel lag, die an den Bäumen der Landstraße hingen und mit ihren roten Backen wie Büscheln aus dem Laub lugten, wenn die gelben Blätter raschelnd ihren Fuß umspielten, dann nahte auch die Zeit wieder, in der die alte Dorflaterne zeigen konnte, daß sie doch nicht ganz so überflüssig war, wie manche glaubten.

In treuer Pflichterfüllung und frohem Leuchten breitete sie ihr Licht auf die harte, steinige Straße, und wenn der Kreis auch nicht groß war, den sie erhellte, so war es doch ein Kreis.

Sprang im Herbst der Sturm über die Stoppeln, legte wohl auch einmal ein Kind sein warmes, weiches Ohr an ihren hölzernen Leib, und es leuchtete in der Hoffnung, das traurige, sehnüchtige Plagen zu hören wie in den biden Telegraphenmasten. Aber es hörte nichts. Längst hatte die Alte das Singen verlernt.

Pünktlich um 11 Uhr abends wurde sie ausgelöscht. Dann stand sie dunkel und starr, wie schlafend oder gestorben. Selten

einmal, daß ein Betrunkener den Arm um sie legte, und zu ihr sprach wie zu einem Menschen. Der mußte wohl wissen, was er tat, denn Trunkene sind der Erde immer besonders nahe, nicht nur körperlich. Sie sind nicht überheblich und reden auch mit einer alten Laterne.

Eines Tages aber geschah etwas Furchtbares. Oben um den Hals der Dorflaterne, dort, wo die beiden kleinen Querstäbe wie Arme breitend nach rechts und links ragen, war ein fester Strick gebunden, und an dem Strick hing ein Mann, steif und stumm. Die alte Laterne hatte sich vor Entsetzen noch tiefer gebogen, über den Graben hinüber, über dem die Beine des Erhängten baumelten.

Würde man jetzt nicht glauben, sie habe im Einverständnis mit dem Selbstmörder gehandelt? Und wenn auch das vielleicht nicht; genügte es nicht, daß sie hier am Wege stand, um in dem verzweifellen Herzen die Sehnsucht nach dem Tode zu wecken? Hatte sie ihm nicht ihre beiden Arme entgegengehalten, ihn gelockt? So war ihr bloßes Dasein schuld, daß ein Leben ausgelöscht, so wie ihr Licht erlosch gegen Mitternacht. Sie war eine Versuchung zum Bösen.

Aber vielleicht war auch dem Toten der gewählte Weg ein Weg aus dem Dunkel in das Helle, vom Rande einer mühseligen Lebensstraße in die heiteren Gefilde des Vergessens und der Vergebung, wie auch sie sich allabendlich in den weichen Schimmer ihres Lichts hüllte und dann ihr Ziel erreicht hatte, nach dem sie sich in den langen Stunden des Tages bebend sehnte.

Aber das dachte man ja nur, um eine Entschuldigung vor sich zu haben.

Bald darauf fand man die alte Dorflaterne quer über dem Graben liegen. Dicht über der Erde war sie abgebrochen.

Der Wegewärter fluchte leise vor sich hin, als er sie so liegen sah. Denn er mußte den Stumpf aus der Erde graben und alles wieder ordentlich herrichten. „Da ist das selbstmörderische Luder schuld dran,“ brummte er und warf einen schiefen Blick nach dem Wegrand.

Dann ging er Schnaps trinken.

Und schließlich war man froh, daß die alte Laterne fort war. Keiner dachte an ihre treuen Dienste, Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit verschafften ihr kein Andenken.

Sie war schnell vergessen, und dort, wo sie viele Jahre gestanden hatte, blühen Löwenzahn und Vergißmeinnicht.

Rockefeller, der Neunzigjährige.

Nur noch kurze Zeit trennt uns von dem neunzigsten Geburtstag des reichsten Mannes der Welt, John D. Rockfellers, der wie kaum kein anderer in allen Ländern der Erde bekannt und auch geehrt ist.

Schon der Zwanzigjährige bewies seinen enormen Blick für Chancen und Möglichkeiten. Das war zu der Zeit (etwa um das Jahr 1858), als die Petroleumlampen austauchten, diese unerhörte Neuerung auf dem Gebiet des Beleuchtungswesens. Zu dieser Zeit erkannte Rockefeller, daß man durch Petroleum, diesen biden verachteten Stoff, ein reicher Mann werden könnte, und er begründete in Cleveland die Firma „Clark & Rockefeller“. Sein Teilhaber Clark schied jedoch sehr bald aus, und John D. Rockefeller nahm stattdessen seinen Bruder William auf, der ebenfalls in dieser gemeinsamen Arbeit so gut verdiente, daß er bei seinem Tode 200 Millionen besaß.

Daß der ungeheure Reichtum Rockfellers nicht aus dem Petroleum allein gewonnen werden konnte, ist selbstverständlich. Bedeutende Spekulationen in Kohle, Zinn, Zuder, Stahl, Kupfer usw. halfen das Riesenvermögen vermehren. Und dann kam die große Zeit der Trustbildungen, die wohl eigentlich in John D. Rockefeller ihren Stammvater haben.

Die von ihm begründete Standard-Oil-Company hat ihren Sitz in Neuport am Broadway, in einem Wolkenkratzer, dem man kaum ansieht, daß von den Direktionskontoren im 13. Stock die amerikanische Hochfinanz ihre Hauptimpulse erhält.

Rockefeller hat sich als Siebzigjähriger von den Geschäften zurückgezogen und lebt seitdem in den Sommermonaten auf seinem Besitz Rocantino Hills in der Nähe von Neuport. Sobald der Herbst mit seinen kühlen Tagen kommt, begibt er sich allmählich weiter nach Süden, bis er schließlich am 1. Januar auf Florida angekommen ist, wo den ganzen Winter hindurch Sommerwetter ist.

Sein liebtes Vergnügen findet Rockefeller im Golfspiel, denoch kann man ihn nicht als besonders hervorragenden Spieler bezeichnen, und er wird leicht müde. Er lebt sehr gesundheitsmäßig, steht früh auf und geht früh zu Bett, ist Sommer wie Winter dick gekleidet und ist nicht sonderlich viel. Er selbst hat sich eine bestimmte Diät verordnet, auf die er große Stücke hält, und zwar nimmt er zu jeder Mahlzeit einen Eßlöffel voll Salatöl zu sich. Außerdem ist er ein großer Liebhaber von Käse und hält es für gesundheitsförderlich, jeden Tag Käse zu essen. Früher in seinem Leben hatte er mit Verdauungsbeschwerden zu kämpfen, seit er sich aber ins Privatleben zurückgezogen hat, fühlt er sich vollkommen wohl. Wahrscheinlich sind die Nerven zur Ruhe gekommen, und der Körper ist dankbar dafür. Er betritt denn

auch den Standpunkt, daß Verdauungsbeschwerden sehr oft eine rein geistige Ursache haben. Jetzt als Neunzigjähriger fühlt er sich, seiner eigenen Aussage nach, weit wohler als in seinen sechs-
ziger Jahren, und er hält es für durchaus möglich, daß er auch noch seinen hundertsten Geburtstag in gleicher Frische feiern kann.

Zeitungen liest er selten, er schenkt, wie er sagt, den „Merger“, und doch haben sich heute die Verhältnisse ja sehr verändert; es gibt kaum eine Zeitung, die nicht mit größter Hochachtung und Ehrerbietung von dem greisen Geldfürsten spricht. Das ist wesentlich anders als vor dreißig Jahren, als in Amerika der Kampf gegen die Trusts entbrannt war und Rockefeller Tag und Nacht von einer Garde von Defektiven umgeben war, die sein Leben schützen mußten.

Der Umschlag ist wohl im wesentlichen auf die großzügige Stiftung des Rockefeller-Fonds zurückzuführen, dessen eminente Leistungsfähigkeit manchen Nutzenstifter davon überzeugt hat, daß die Geldfürsten nicht immer nur Schädlinge und Erpresser sind, sondern daß sie sehr oft das Geld zu sammeln verstehen, um es dann für Zwecke der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Die eine Erkenntnis kommt wohl einem jeden angesichts solcher Stiftungen: wäre Hab und Gut auf dieser Welt gleichmäßig verteilt, und hätte jeder von uns allen nur eben sein färgliches Auskommen, so würden alle großen Schöpfungen, seien es Bauten, seien es wissenschaftliche Forschungen, seien es künstlerische Werke, ungeboren bleiben, da niemand wäre, der sie zu finanzieren vermöchte. Aus kleinen Verhältnissen kann das große Werk nicht erwachsen. Diese Lehre vermittelt Rockefellers Leben, und durch sie ist das Alter des Greises verschönt und überglänzt.

Schweizerische Hänseleien.

In jedem Land, wo verschiedene Stämme beisammenwohnen, hängt der eine dem andern gern Eigenschaften an, die meist keine Tugenden sind. So auch in der Schweiz. Die Basler haben „bösi Müli“, die Berner sind langsam, die Appenzeller pfliffig und witzig, die Thurgauer — sie schneiden am schlechtesten ab — stehen in dem Ruf, gern „lange Finger“ zu machen. Hier einige Anekdoten, die der eine vom andern erzählt.

Ein Berner und ein Luzerner sammelten Schnecken. Nach drei Stunden trafen sie sich. Der Luzerner hatte einen ganzen Korb voll, der Berner nur drei Stück. „Wie kommt's denn, daß du so wenig hast?“ fragt erstaunt der Luzerner. „Ich hatte fünf Stück gehabt“, antwortet der Berner, „aber zwei sind mir weg-gelaufen!“

Ein Appenzeller Bauer kommt in eine Gastwirtschaft und bestellt sich ein Gericht „Rutteln“. Das Gericht fällt sehr schlecht aus. Der Appenzeller stockert mürrisch in den Rutteln herum. Der Wirt merkt des Gastes Unzufriedenheit. Um ihn von dem schlechten Essen abzulenken, erzählt er ihm alle möglichen Schwänke, gibt sich als Landmann zu erkennen und fragt dies und das. Da schiebt der Appenzeller seinen Teller zurück und sagt: „De Sproch noch magcht wohl en Appenzeller si, aber de Ruttle noch biicht en Säuhond!“ Spricht's und geht hinaus.

Wie die Thurgauer zu ihrem schlechten Reumund gekommen sind, darüber erzählen die andern: Als Moses mit den Gesetzestafeln zu den Israeliten herunterkam, war auch ein Thurgauer unter ihnen. Er las aufmerksam die Gebote durch. Als er zum siebenten kam, strich er es einfach durch. Seitdem hat die Sieben einen Strich, und das dahinterstehende Gebot besteht für den Thurgauer nicht. — In derselben Sache wird behauptet: Als Moses im Jorn die Gesetzestafeln zerschmetterte, fand der Thurgauer das Stück mit dem siebenten Gebot. Aber das Wörtlein „nicht“ war herausgesprungen.

Ein Thurgauer kommt zu einem Freund in der Stadt zu Besuch und übernachtet dort. Am Morgen fragt ihn der Freund: „Hast du schon ein Bad genommen?“ Darauf der Thurgauer: „Wie?o? Fehlt eins?“

Ein Thurgauer geht mit seinem Freund in Zürich spazieren. Sie gehen hinauf nach dem Züricher Berg. Auf dem Rückweg schlägt der Freund vor: „Wir wollen jetzt die Tram nehmen.“ Erstaunt sieht ihn der Thurgauer an: „Ja, meinst du denn, daß man das am hellen Tag machen kann?“

Ueber den Kasernenhof schreitet der Herr Oberst, der ein Thurgauer ist. Da sieht er zwei Soldaten mit den Händen in den Hosentaschen dastehen. „Natürlich die Appenzeller!“ schimpft er los, „immer die Hände in den Taschen!“ „Aber in unsern, Herr Oberst!“ kommt prompt die Antwort.

Wer diese Geschichten und andre erzählt hat? Wahrscheinlich die Basler, denn sie haben ja „bösi Müli“. (Aöln. Btg.)

Zum Kopferbrechen.

Versteckrätsel.

Verwelkt, entblättert, zertreten sogar
Von rohen Schicksalsfüßen —
Mein Freund, das ist auf Erden das Los
Von allem Schönen und Süßen.

Die hervorgehobenen Lettern ergeben, wenn man sie richtig aufstellt, den Dichter dieser Strophe.
O. L.

Rösselprüfung.

ste	lornt	frau			ste	der-	stra-
der	kor-	rig-	er-	ne	ßen	les-	auch
es	be-	nach	bahn	dooch	des	ner	mo-
rekt	schwie-	das	ruf	vor-	zu-	mag	al-
was	ste	gen	ab-	man-	nur	die	ei-
len	ein-	nes	nicht	sprin-	ne	sie	sten
auch	im-	al-	gen:	ner	nicht	gen	mehr
fach-	din-	ei-	es	von	vom	lei-	lernt
mer	kann	ste	Pl.		er-	schreckt	wa-

Silbencässel.

Aus den Silben:

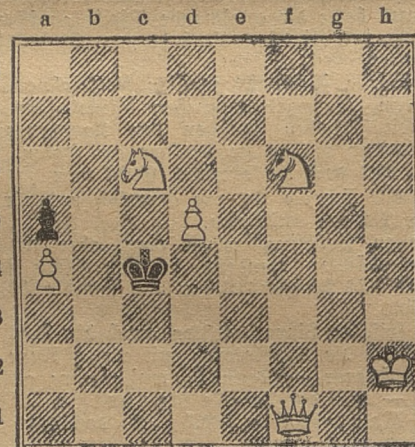
a — as — bahn — bens — bicht — bob — burg —
chard — chel — de — der — e — ei — en — en —
erb — eu — fel — gri — ha — i — i — i — ka —
lei — li — lo — long — low — ma — mie — mor —
na — na — ne — pe — phalt — phy — re — ri —
ri — ri — ru — sar — sau — se — se — sen —
sik — stab — tat — ter — tu — u — wan — wild

sind 22 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Goethe-Zitat ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Wiß, 2. Beförderungsmittel, 3. männlichen Vornamen, 4. Muse, 5. Nebenfluß der Donau, 6. Krösus, 7. Pilz, 8. Hochschule, 9. Felsen im Rhein, 10. Wandergerät, 11. Erdharz, 12. Maler, 13. Behälter, 14. europäischen Staat, 15. Gesichtsteil, 16. amerikanischen Dichter, 17. Kanton der Schweiz, 18. Stadt an der Weichsel, 19. Naturlehre, 20. Gilt-senfrucht, 21. Filmschauspieler, 22. Raubvogel. — es.

Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in drei Zügen matt.

*

Auflösung Nr. 38.

Entzifferungsaufgabe: Schlüsselwörter: Zwerg, Sonne, Diana, Ull, Aht. — Das große Schnellzugungstüß in der Eichehosiowafel.

Ueble Angewohnheit: Eigen, Lob; Eigenlob.

Zahlenrätsel: Jurist, Unruh, Stute, Torpedo, Island, Enga-Motturmo, Mäster, Sumpf, Rakao, Engadin, Kistist, Norina, Gffen, Kafele;

Justinus Ferner (geb am. 18. 9. 1786).

Theodor Fontane (gest. am 20. 9. 1898).

Besuchskartenrätsel: Wiesbaden.

Kreuzworträtsel: Von links nach rechts: 1. Biene, 2. il, 6. Opal, 9. Grif, 11. Radau, 13. Tenne, 15. Katte, 16. beag, 17. Donar; von oben nach unten: 2. Ei, 4. Lo, 5. Katat, 7. per, 8. Bider, 10. Kanada, 12. Unter, 14. Eta.

Fremde Weise: Balalaika (Ba-la-la-i-la).